

EVANGELISCHE STIMMEN

ZEITFRAGEN
UND KIRCHE IN
NORDEUTSCHLAND



Der Hamburger Feuersturm 1943 - 2023

„Wir sind durchs
Feuer gelaufen“.
Wolf Biermann 2003

Seelische Folgen
des Hamburger
Feuersturms

Gedenken
für die Stadt
und mit der Stadt

Liebe Leserin, lieber Leser,



**FRIEDRICH
BRANDT**

Vielleicht wäre ich viel zu spät auf das Gedenken an den Hamburger Feuersturm gestoßen, wenn Ulrich Lamparter mich nicht angeregt hätte, zu diesem Thema ein Heft zu machen. Er beschäftigt sich schon seit einigen Jahren mit den seelischen Folgen der für Hamburgerinnen und Hamburger tragischen Antwort der britischen Royal Air Force auf die Gräueltaten der Deutschen, die sich in diesem Jahr zum 80. Mal jährt. Man geht von etwa 35.000 Toten aus, die den nächtlichen Angriffen in Hamburg vom 24. Juli bis 3. August 1943 erlagen. Hinzu kommen etwa 250.000 Menschen, die obdachlos wurden und/oder geflohen sind. Welche seelischen Folgen diese Menschen bis heute zu bewältigen haben, lässt sich eindrucksvoll nachlesen in seinem Beitrag (13), ausführlicher aber in den beiden Büchern, die zu diesem Forschungsprojekt entstanden sind.

Wie heftig der Hamburger Feuersturm gewütet hat, lässt sich noch heute in Hamburg-Hamm nachspüren. Fast kein Haus aus der Vorkriegszeit ist dort zu finden, und so sagt der Leiter des Stadtteilarchivs Gunnar Wulf folgerichtig: „Ganz Hamm ist ein einziges Mahnmal“. (20) Was in diesem auch heute wieder recht dicht besiedelten Stadtteil eher indirekt zu erkennen ist, fällt bei der Nikolairuine in der Innenstadt Hamburgs sofort auf. (vgl. die Beiträge von M. Vetter, S. 28, und J.H. Claussen, S. 42) Die einst imposante Kirche mit einem der höchsten Kirchtürme Deutschlands diente der Royal Air Force als Orientierung ihrer „Operation Gomorrha“. Dass jener Angriff auf eine Millionenstadt ausgerechnet nach dem biblischen Gomorrha benannt wurde, lässt auf gute Kenntnisse der Bibel schließen. In Gen 18,20 steht: „Und der Herr sprach: Es ist ein großes Geschrei über Sodom und Gomorrha, denn ihre Sünden sind sehr schwer.“ Und etwas später, Gen 19,24: „Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen auf Sodom und Gomorrha und vernichtete die Städte und die ganze Gegend und alle Einwohner der Stadt und was auf dem Lande gewachsen war.“

EVANGELISCHE STIMMEN

INHALT

- 3 **Editorial**
Friedrich Brandi
- 6 **Wolf Biermann 2003**
Interview Der Spiegel
- 13 **Seelische Folgen des
Hamburger Feuersturms**
Ulrich Lamparter
- 20 **Hamm – ein einziges
Mahnmal**
Gunnar Wulf
- 28 **Unser Haut ist verbrannt
wie in einem Ofen**
Martin Vetter
- 33 **Die Stimme des Herrn im
Feuer**
Hans-Jürgen Benedict
- 40 **Eine Evangelische Stimme**
Sönke Lorberg-Fehring
- 42 **Vergib uns unsere Schuld**
Johann Hinrich Claussen
- 47 **Klingelschilder und Knochen**
Olaf Wunder
- 51 **Nach dem Untergang:
Aufbruch**
Holger Schmidt
- 53 Zu guter Letzt
- 54 Vorschau



„Unsere Haut ist verbrannt wie in einem Ofen“

Die Hauptkirche St. Nikolai als Ort des Gedenkens an den Hamburger Feuersturm

Ende Juli 2023 erinnern wir den 80. Jahrestag der sog. „Operation Gomorrha“, der verheerenden Luftangriffe auf Hamburg zwischen dem 24. Juli und dem 3. August 1943. In den Seelen und Köpfen derer, die diese Angriffe und den dadurch entfachten Feuersturm erlebten, haben sie tiefe Spuren hinterlassen. Der vorliegende Beitrag beschreibt, wie die „Operation Gomorrha“ und die mit dem Feuersturm verbundene Gedenkkultur das Geschick der Hauptkirche St. Nikolai bestimmt haben und welche Impulse die Gemeinde und der „Förderkreis Mahnmal St. Nikolai e.V.“ heute leisten, um das kulturelle Gedächtnis daran zu gestalten.

1. Die Hauptkirche St. Nikolai im Spiegel der Stadtgeschichte

„Hamburg geht unter“ notierte Bertold Brecht am 26. Juli 1943 in sein Tagebuch, als ihn die Nachricht vom nächtlichen Angriff erreichte. Wie kaum ein zweiter Ort veranschaulicht und symbolisiert die Hauptkirche St. Nikolai die Zerstörung Hamburgs im Luftkrieg und deren Folgen. Seit alters ist diese Kirche mit den Aufbrüchen und Umbrüchen der Hansestadt verbunden.



Dr. Martin Vetter

Hauptpastor St. Nikolai und Propst im Kirchenkreis Hamburg-Ost

Die Geschichte von St. Nikolai beginnt vor rund 825 Jahren. 1195 begründeten Hamburger Kaufleute vor den Toren der Stadt eine Neuansiedlung und errichteten auf deren Marktplatz eine bescheidene Kapelle. Sie war dem Schutzpatron der Seefahrer und Schiffer, dem Heiligen Nikolaus geweiht. 1240 erweiterte man die Kapelle zu einer dreischiffigen Backsteinhalle, die um 1400 nochmals verlängert wurde. Weniger Glück hatten die Bauleute mit dem Turm der Nikolaikirche: Er entstand 1517, in dem Jahr als Martin Luther seine 95 Thesen gegen den Ablasshandel veröffentlichte,

wurde allerdings 1589 in einem gräulichen Unwetter vom Blitz getroffen und stürzte ein. Vier Jahre später war der Neubau vollendet, der wiederum 1644 bei einem gewaltigen Sturm einstürzte. Es brauchte rund ein Jahrzehnt, bis ein neuer Turm entstand, der – berühmt für seine Schönheit – zweihundert Jahre stand. Als in Hamburg am 5. Mai 1842 ein verheerendes Feuer ausbrach, brannte nicht nur ein Drittel der Stadt nieder. Auch die Nikolaikirche mit ihrem Turm ging in Flammen auf. Doch unterstützt von Hamburger Bürger*innen trieb der Kirchenvorstand den Wiederaufbau der Kirche voran.

Mit dem Neubau der Kirche im neugotischen Stil beauftragte man den britischen Architekten Sir Gilbert Scott (1811-1878). Er errichtete aus Tonziegeln und elegantem Sandstein einen neugotischen Kathedralbau, der zu den bedeutenden Kirchen des 19. Jahrhunderts zählt. Aufsehen erregte insbesondere der 147 Meter hohe Kirchturm, der das Stadtviertel um den Hopfenmarkt weithin sichtbar überragte.

Zum zentralen Gedenkort Hamburgs entwickelte sich St. Nikolai, als die neugotische Kirche im Sommer 1943 – rund sechzig Jahre nach ihrer Einweihung – erneut zerstört wurde. Ausgerechnet der stolze Turm wurde der Kirche zum Verhängnis. Denn er diente britischen und amerikanischen Bomberverbänden bei deren Luftangriffen auf Hamburg als Ziel- und Orientierungspunkt. Die sog. „Operation Gomorrha“ zerstörte weite Teile der Stadt: Rund 34.000 Menschen starben, Hunderttausende wurden obdachlos. Bereits in der ersten Angriffsnacht, am 25. Juli 1943, trafen Bomben St. Nikolai: Sie beschädigten den Turm. Das Dach der Kirche und ihr Gewölbe stürzten ein.

2. Die Hauptkirche und das Mahnmal St. Nikolai – Zwei Orte und Akteure des Erinnerns

Heute erinnert in Hamburg der nach dem Krieg wiederholt instand gesetzte neugotische Turm an die Schrecken des Krieges: Wer die Ruine am Hopfenmarkt besucht, sieht die geschwärzten Steine, gezeichnet vom Brand. Denn im Unterschied zu anderen im Krieg ebenfalls schwer beschädigten Hauptkirchen wie St. Jacobi oder St. Katharinen wurde die St. Nikolai-Kirche nicht wiederaufgebaut. Es gibt dafür mehrere Gründe: Hamburgs Innenstadt war bereits seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert dünn besiedelt, sodass eine nur kleine Gemeinde zum Kirchspiel von Nikolai gehörte. Es hieß, die Kirche habe ihre Gemeinde bereits vor Kriegsbeginn verloren. Für einen Wiederaufbau fehlten die nötigen Gelder, zumal der neugotische Baustil dem Geschmack der Zeit nicht mehr entsprach. Entwürfe für einen neuen Sakralbau scheiter-

ten auch am Verkehr, weil die geplante Ost-West-Achse, die heutige Willy-Brandt-Straße, einem möglichen Bauvorhaben buchstäblich im Weg lag. Nach intensiven Verhandlungen zwischen Kirche und Stadt kam es zu einer ungewöhnlichen Kirchenrettung:

Das Kirchspiel St. Nikolai wurde Mitte der 1950er Jahre an den nördlichen Rand der Außenalster nach Harvestehude verlegt. Ein einst von Nonnen besiedeltes Gebiet rund um den Klosterstern war vom Krieg weitgehend verschont geblieben. Um St. Nikolai eine Zukunft zu ermöglichen, traten die dort befindlichen Kirchengemeinden Wohnquartiere ab, die seitdem die neue Nikolai-Gemeinde bilden. Während der ersten Jahre sammelte sich die neu gegründete Gemeinde zum Gottesdienst in einem Wohnhaus. 1962 weihte man die nach Plänen des Architekten Gerhard Langmaack am Klosterstern gebaute Kirche ein. Zwar war damit die Kirchenruine am Hopfenmarkt aus den Augen, doch keineswegs aus dem Sinn. Baulich steht die moderne St. Nikolai-Kirche im Dialog mit ihrer Vorgängerin im Herzen der Altstadt: Wer sich der Kirche vom Klosterstern nähert, blickt – eine Reminiszenz an die imposante Turmruine – auf den schlanken, 86 Meter hohen Kirchturm mit einem imposanten Kirchenfenster. Beim Eintritt in die Taufkapelle unter dem Turm beeindruckt das leuchtend farbige Maßwerkfenster der expressionistischen Glasmalerin Elisabeth Coester. Diese hatte die Künstlerin nach biblischen Texten aus der Offenbarung des Johannes ursprünglich für das nördliche Querschiff der Nikolai-Kirche am Hopfenmarkt gestaltet. Auch die nach Entwürfen von Oskar Kokoschka angefertigten Altarmosaik „Ecce homines“ für die Kirche am Klosterstern (1974) und die Ruine am Hopfenmarkt (1977) verbinden beide Orte.

Denn auch Alt-St. Nikolai blieb erhalten: Bereits seit Ende der 1940er Jahre gab es Pläne der Bürgerschaft, Alt-St. Nikolai als Mahnmal zum Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung zu nutzen. 1952 entschied man sich, dieses Vorhaben zu realisieren. Al-

lerdings erwies sich die Umsetzung dieses Beschlusses lange als mühsam und schleppend. Darin drückt sich wohl auch die Schwierigkeit vieler Hamburger Bürger*innen aus, das eigene im Feuersturm erfahrene Leid in Beziehung zu setzen zur deutschen Verantwortung für den Krieg. Zwar wurde 1977 Kokoschkas „Ecce homines“-Motiv in der Ruine angebracht und die Gedenkstätte St. Nikolai eröffnet. Jedoch erreichte man eine breitere Öffentlichkeit erst, als Ende der 1980er Jahre kraft bürgerschaftlichen Engagements – maßgeblich engagierte sich der Bauunternehmen Ivar Butterfas – der „Förderkreis `Rettet die St. Nikolaikirche´“ begründet und das Mahnmal als Erinnerungsort an den Krieg und Feuersturm neu profiliert wurde. Die Gemeinde St. Nikolai hat im Förderkreis per Satzung Sitz und Stimme und bringt sich vielfältig in die Arbeit des Mahnmals ein. Zum 50. Jahrestag der Zerstörung Hamburgs im Zweiten Weltkrieg erhielt der Turm auf halber Höhe ein Carillon mit 51 Glocken. Im selben Jahr trat der Förderkreis der von der Kathedrale von Coventry begründeten Internationalen Nagelkreuzgemeinschaft bei. Unter Führung des langjährigen ersten Vorsitzenden Klaus Francke entwickelte der inzwischen umbenannte „Förderkreis Mahnmal St. Nikolai e.V.“ die Erinnerungskultur fort. Neu eingebaut wurde 2005 im Turm ein Panoramalift, der den Besucher*innen ermöglicht, in einer Höhe von 76 Metern auf die Stadt zu blicken und die sich bietenden Perspektiven mit Schautafeln zur „Operation Gomorrha“ in Beziehung zu setzen. Durch den Lift ist das Mahnmal auch für Tourist*innen attraktiv. Im Herbst 2013 eröffnete der Förderkreis im Gewölbe unterhalb des ehemaligen Kirchenschiffs eine neue Dauerausstellung „Gomorrha 1943 – Die Zerstörung Hamburgs im Luftkrieg“. Sie dokumentiert anhand historischer Fotos, Dokumente und Objekte die Geschichte St. Nikolais vor und nach der Zerstörung.

Nach neuerlichem Wechsel im Vorstand und in der Geschäftsführung konzentriert sich gegenwärtig die Arbeit des Förderkreises darauf,

die Bedeutung des Kriegs in der Ukraine für das Erleben des Ortes und das Erinnern des Bombardements zu bedenken: Im Sommer 2022 schlug eine Sonderausstellung mit Fotos aus dem Leben vor Kriegsbeginn in der Ukraine und danach eine Brücke zwischen der historischen Darstellung der Kriegserfahrungen und gegenwärtigen Formen des Erlebens. So ist das Mahnmal St. Nikolai auch 80 Jahre nach der Operation Gomorrha ein lebendiger Ort des Erinnerns. Jüngst erfuhr es durch den Staatsbesuch von König Charles III. in Begleitung des Bundespräsidenten und Ersten Bürgermeisters besondere Aufmerksamkeit: Auf eigenen Wunsch legte der britische Monarch einen Kranz für die Opfer des Zweiten Weltkriegs in Deutschland nieder. Die Bischöfin im Sprengel Hamburg und Lübeck sprach Worte der Coventry-Litanei, ein lichter Moment, der in der medialen Berichterstattung vielfach aufgenommen wurde. Der royale Besuch ist nicht nur für das Mahnmal, sondern auch für Hamburg und Deutschland eine eindrückliche Geste: Er würdigt aus britischer Sicht das Mahnmal St. Nikolai als Ort des Gedenkens für diejenigen, die als Opfer unter der nationalsozialistischen Herrschaft litten und ermordet wurden. Doch auch die Zivilpersonen werden erinnert, die bei der Bombardierung Hamburgs im Sommer 1943 starben.

3. 80 Jahre Operation Gomorrha – Erinnerungskultur gestalten im Sommer 2023

Die Ruine der ehemaligen Hauptkirche ist steinerne Zeugin der Zerstörung, aber auch Begegnungsraum, um aktuelle Perspektiven auf die Operation Gomorrha und deren Folgen zu gewinnen. Der kurze Abriss zur geschichtlichen Entwicklung der Hauptkirche und des Mahnmals St. Nikolai zeigt, dass jeweils gesellschaftliche Debatten zur Erinnerungskultur mitbestimmen, auf welche Weise Hamburgs Gedenken an den Luftkrieg wahrgenommen wird und welchen Stellenwert die Stadtgesellschaft diesem Gedenken zuschreibt.



Der imposante Turm von Alt-St.Nikolai. Die rußigen Steine erinnern noch heute an den Feuersturm - ebenso wie die Ausstellung in Krypta der Ruine

Foto: epd-bild/akg-image

Das zeigen die Studien des Historikers Malte Thießen. Thießen untersucht Beiträge und Debatten zum Gedenken an den Luftkrieg in Vereinen, Museen, und Gedenkstätten, in Kirchen, Schulen sowie in der historischen Forschung. Seine Studien zeigen, dass es in der Erinnerungstradition seltener darum ging, sich mit der historischen Einordnung des Feuersturms auseinanderzusetzen als mit der eigenen Gegenwart: *In Gedenkreden, und Gedenkstätten, in Broschüren, Büchern oder Zeitungen ging es um gegenwärtige politische Positionen, um aktuelle gesellschaftliche Fragen und zukünftige Entwicklungen, die durch Rückblicke auf den Luftkrieg erklärt, kritisiert oder legitimiert werden sollen.*

Aktuelle Erfahrungen prägen gegenwärtig auch Aspekte der Erinnerungskultur am Mahn-

mal St. Nikolai. Auf dieser Linie bewegen sich etwa profilierte Veranstaltungen des „Förderkreises Mahnmal St. Nikolai“, die den Krieg in der Ukraine als Resonanzraum für das Verständnis der Bombardierung und Zerstörung Hamburgs im zweiten Weltkrieg begreifen. So gestaltet das Mahnmal St. Nikolai in Zusammenarbeit mit dem Forschungsverbund zur Kulturgeschichte Hamburgs im Sommersemester 2023 eine interdisziplinäre Vorlesungsreihe, die sich mit Formen der Erinnerung und den Veränderungen der Erinnerungs- und Gedenkkulturen von 1943 bis heute auseinandersetzt. Eine wissenschaftliche Fachtagung zum 80. Jahrestag der „Operation Gomorrha“ soll diese Einsichten vertiefen. Weitere Impulse dazu leisten literarische Beiträge, die auch neue sprachliche

Wege suchen, um ein phrasenhaftes Gedenken zu meiden. Aktuelle psychologische und historische Forschungsbeiträge erkunden die Weitergabe von Kriegserfahrungen durch Zeitzeug*innen und deren Familien. (vgl. den Beitrag von Dr. Ulrich Lamparter in diesem Heft)

Die Hauptkirche St. Nikolai begeht den 80. Jahrestag der Operation Gomorrha Ende Juli 2023 mit einem Gottesdienst, bei dem auch Zeitzeug*innen zu Wort kommen. Er soll zum einen die Fähigkeit von Menschen würdigen, die trotz Krisen und schwierigen Lebenserfahrungen ihr Leben meistern. Zum anderen sollen in

Liturgie und Predigt der Beitrag des Glaubens zur Deutung und Verarbeitung traumatischer Erlebnisse wie Krieg und Zerstörung thematisiert werden. Diesem Anliegen dient auch die gemeinsame „Pilgrimage“ der fünf Hamburger Hauptkirchen im Herbst 2023 nach Coventry, um im Verbund der Nagelkreuzgemeinschaft das gemeinsame Engagement für Frieden und Versöhnung zu reflektieren und zu stärken.

m.vetter@kirche-hamburg-ost.de

Klingelschilder und Knochen

Der Untergang der Kibbelstraße in Altona und sensationelle Funde

Die „Operation Gomorrha“ vor 80 Jahren verwandelte Hamburg in eine Trümmerwüste. Nun haben Archäologen eine sensationelle Entdeckung gemacht. Der Beitrag ist zuerst erschienen in „Unser Hamburg - Band 18“.



Olaf Wunder
Chefreporter der
Hamburger Morgenpost

Der 24. Juli 1943. Der Sommer vor 80 Jahren ist brüllend heiß. Obwohl es seit 1940 bereits 137 Bombenangriffe auf Hamburg gegeben hat und die Leute um die Gefahr wissen, die aus der Luft droht, sitzen auch an diesem Abend Menschen in und vor den Kneipen, genießen das schöne Wetter, vergessen für ein paar Momente, dass Krieg ist. Es sind Schulferien!

Niemand ahnt, dass der Stadt eine Katastrophe bevorsteht, wie es sie noch nie gegeben hat: die „Operation Gomorrha“. Eine Serie von fünf Nacht- und zwei Tagesangriffen, die bis zum 3. August anhalten wird und alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt.

Noch in derselben Nacht geht's los. Um 0.33 Uhr heulen die Sirenen. Für den Auftakt haben sich die britischen Bomber Eimsbüttel, Hohe Luft und St. Pauli vorgenommen. Vor allem aber Altona: Die Altstadt, ein dichtes Gewirr von Straßen und Gassen mit jahrhundertalten Gebäuden, existiert am nächsten Morgen nicht mehr. Ausgelöscht. Nur noch rauchende Trümmer.

Wieder aufgebaut wird nach dem Krieg lediglich die St. Trinitatiskirche. Das Areal rings-

herum verwandeln die Stadtplaner in eine Grünfläche. Die Kirche, einst eingebettet in dichte Bebauung, steht plötzlich frei da. Und so gerät schnell in Vergessenheit, wie es an dieser Stelle vor 80 Jahren ausgesehen hat.

So wäre es vielleicht auch geblieben, hätte nicht der Evangelisch-Lutherische Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein den Plan gefasst, die Fläche rund um die Kirche neu zu bebauen: Zum künftigen „Trinitatis-Quartier“ wird ein neues Gemeindehaus gehören, eine Pilgerherberge, eine Kita, ein Café, ein Haus für Wohn-

ungslose und öffentlich geförderte Wohnungen.

Bevor das Bauamt eine Baugenehmigung erteilt, ist es übliche Praxis, erstmal die Denkmalschutzbehörde zu hören. Und die entscheidet in diesem Fall goldrichtig: dass nämlich eine Baugenehmigung nur erteilt werden kann, wenn sichergestellt ist, dass es an der fraglichen Stelle keine Bodendenkmäler mehr gibt.

Mit der Untersuchung beauftragt wird die Grabungsfirma ArchON. Das Resultat nennt der leitende Grabungstechniker Thorsten Schwarz (58) „eine Sensation“. Die Archäologen entdecken nicht weniger als zwei komplette längst vergessene Straßen wieder: die Kibbelstraße, die parallel zur Königstraße verlief, und die Kibbeltwiete, die auf das nördliche Seitenportal des Gotteshauses zuführte.

Thorsten Schwarz sagt, er sei seit 30 Jahren im Geschäft, habe viele Ausgrabungen geleitet.

„Aber nie habe ich es mit einer Fläche zu tun gehabt, auf der so viele derartig gut erhaltene Keller gefunden wurden. Einfach fantastisch.“

Werkzeug, Knochen, Töpfe, Gläser, Flaschen, Münzen, Fliesen, Geschirr, Besteck – all das und noch viel mehr entdecken die Wissenschaftler in den Kellern. Auf den ersten Blick: Müll, Schrott, Abfall. Für die Archäologen aber sind es Schätze, Artefakte, und sie fassen alles ganz vorsichtig mit weißen Handschuhen an.

Es ist erstaunlich, was die Forscher aus einer zerbrochenen Scherbe oder einem alten Backstein alles rauslesen können. Heute wissen die Archäologen ganz genau, wo in der Kibbelstraße ein Schuhmacher sein Geschäft hatte, wo es einen Schneider gab und wo die Kneipe war. Und auch wann die Häuser erbaut worden sind. Die ältesten Hausgrundrisse stammen aus dem 17. Jahrhundert.

Auf dem ehemaligen Friedhof der St. Trinitatiskirche stoßen die Archäologen auf die sterblichen Überreste von mehreren Hundert Personen, die dort zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert bestattet wurden. Die Knochen

und Schädel sind übrigens inzwischen auf dem Friedhof am Diebsteich in aller Würde neu beigesetzt worden.

Das wichtigste Fundstück überhaupt ist ein Sandsteinrelief, auf dem das Altonaer Stadtwappen zu sehen ist. Es zierte bis zur Bombennacht das Nordportal der St. Trinitatiskirche. Daneben gibt es weitere spannende, manchmal aber auch kuriose Funde: Da ist etwa eine Dose, in der sich einst „Verhütungscreme“ befand. Oder eine Schatulle, die bis zum Rand angefüllt ist mit Taschenuhren. Entdeckt werden auch Klingelschilder, auf denen die Namen der Menschen zu lesen sind, die bis zum 25. Juli 1943 hier wohnten. Manche von ihnen werden den Angriff nicht überlebt haben.

In den Ruinen der Kibbelstraße sei alles eingefroren wie in einer „Zeitkapsel“, sagt Hamburgs Stadtarchäologe Prof. Rainer-Maria Weiss und spricht vom „Pompeji Altonas“. Dank der Funde lasse sich das Alltagsleben der Kibbelstraßen-Bewohner genau rekonstruieren – ähnlich wie in der antiken italienischen Stadt Pompeji, die im Jahr 79 n. Chr. bei einem Ausbruch des



Altona Zentrum nach dem Bombenangriff

Vesuvus von Gestein- und Lavamassen verschüttet, gleichzeitig aber auch konserviert wurde.

Die Altstadt ist, als die britischen Bomber sie in Schutt und Asche legten, schon lange nicht mehr der Mittelpunkt Altonas. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts hatte sich das Zentrum der damals noch eigenständigen Stadt Stück für Stück verlagert. Richtung Westen: Dort entstand 1844 der erste Bahnhof – das heutige Altonaer Rathaus. Dort wurde die Allee gebaut, die heutige Max-Brauer-Allee. Und die Große Bergstraße mauserte sich zum quirligen Geschäftsviertel.

Die Altstadt blieb ihrem Schicksal überlassen: Grundeigentümer vermieteten die zum Teil jahrhundertealten Häuser von den dunklen feuchten Kellern bis zu den zugigen Dachböden an Arbeiter und Arme, die hier dicht gedrängt ein menschenunwürdiges Leben fristeten. Niemand investierte mehr in die Gebäude. Sie verfielen zusehends.

Das einst bürgerliche Quartier verwandelte sich seit den 1880er Jahren nicht zuletzt aufgrund der unmittelbaren Nähe zu St. Pauli in einen Slum, in etwa vergleichbar mit den Hamburger Gängevierteln. Vom „Abruzzenviertel“ war die Rede. Ein anderer gängiger Spitzname: „Klein Moskau“, denn der Anteil der Kommunisten unter den Bewohnern war extrem hoch. Kurz: Aus Sicht des Bürgertums handelte es sich um einen übel beleumdeten Kiez, um den „man“ lieber einen Bogen machte.

Walter Jakstein, von 1910 bis 1937 Baupfleger in Altona, nahm 1940 seine Leser mit zu einem virtuellen Spaziergang durch die Altonaer Altstadt. Nur drei Jahre bevor die Bomber alles in Schutt und Asche legten, schrieb Jakstein von Straßen, an denen „alte, in dunklem violetter Backstein ausgeführte Giebelhäuser“ stehen und berichtete von engen Gassen und beängstigenden schmalen Gängen, von einem sich windenden Gewirr von Wegen, „dass man fürchtet, nicht wieder herausfinden zu können“.

Dass nach 1945 niemand Anstalten unternahm, sie wieder aufzubauen, ist angesichts des schlechten Rufes, den die Altonaer Altstadt hatte, vielleicht nicht mal verwunderlich. Trotz-

dem war Max Brauer, einst Oberbürgermeister Altonas und später Erster Bürgermeister Hamburgs, einigermaßen entsetzt, als er 1946 nach 13-jährigem Exil Altona wiedersah und nichts mehr so vorfand, wie er es in Erinnerung hatte.

„Als wir das Nobistor erreicht hatten, glaubten wir, nun beginne Altona, der Altstadtkern, der sich einmal eng um das schöne alte Rathaus geschlängelt hatte. Wir fanden weder das Rathaus noch den Stadtkern. Unser Altona, unsere alte Heimat, war ausgelöscht.“

Heute, 80 Jahre nach der „Operation Gomorrha“, ist es gar nicht so einfach, Menschen zu finden, die in Altonas Altstadt, vielleicht sogar in der nun wiederentdeckten Kibbelstraße gewohnt haben und uns aus erster Hand berichten könnten, wie das Leben dort war. Um Zeitzeugen zu finden, rühren der Evangelisch-Lutherische Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein und die MOPO im Sommer 2022 ordentlich die Werbetrommel.

Das Resultat ist ansehnlich. Beispielsweise meldet sich Rainer Krumsiek, ein Hamburger, der intensiv die Geschichte seiner Familie erforscht hat. Der 72-Jährige berichtet, dass im 19. Jahrhundert sein Urgroßvater Friedrich Wilhelm Möhring in einem Fachwerkhaus in der Kibbelstraße lebte. Krumsiek verfügt über alte Fotos und eine Zeichnung des Gebäudes. Wichtige Puzzlesteine, die dabei helfen, sich ein Bild von der Vergangenheit zu machen.

Einzige noch lebende Zeitzeugin, die eigene Erinnerungen an die untergegangene Straße hat, ist Christa Rau. Sie, Jahrgang 1936, lebt heute in Lokstedt und hat die ersten sieben Jahre ihres Lebens in der Kibbelstraße verbracht, wo sie bei ihren Großeltern aufwuchs. „Im Haus Kibbelstraße 36 lebten sie in einer Zwei-Zimmer-Wohnung mit Etagen-Klo“, erzählt sie.

Christa Rau weiß noch, dass direkt gegenüber vom Haus die Kibbeltwiete abging, die kleine Straße, die zum Seitenportal der St. Trinitatiskirche führte. Jeden Morgen sei sie aufgebrochen zur Schule, die sich an der Großen Freiheit befand, erzählt sie. Dazu musste Christa Rau jedesmal die Königstraße überque-

ren, „und das ging, ohne dabei nach links oder rechts zu schauen. Es gab ja kaum Straßenverkehr damals.“

Christa Raus Glück war es, dass sie während des Bombenangriffs im Juli 1943 gemeinsam mit ihrer Mutter in den Ferien im Harz war, wo sie ihren Vater wiedersah, der gerade Fronturlaub hatte. „Meine Großeltern haben den Angriff Gott sei Dank überlebt – allerdings nur mit dem, was sie bei sich trugen, als sie in den Luftschutzkeller gingen.“ Das Haus, die Wohnung, sämtlicher Besitz – ein Raub der Flammen. Mag sein, dass sich unter den Gegenständen, die die Archäologen ausgegraben haben, noch das eine oder andere befindet, was einmal ihnen gehörte.

Kibbelstraße und Kibbeltwiete – bis vor Kurzem waren diese Straßennamen nur in alten Stadtplänen zu finden. Dann sind die Archäo-

logen gekommen. Diese Spürnasen der Vergangenheit haben das untergegangene alte Zentrum Altonas wieder ausgegraben, haben die alten Keller fotografiert und dokumentiert, bevor die Bagger anrückten und alles beseitigten.

Inzwischen gibt es die historischen Keller nicht mehr. Auf dem Areal, das eben noch Grabungsgelände war, wird nun, wie geplant, das „Trinitatis-Quartier“ entstehen. „Archäologie“, so sagt Thorsten Schwarz, „ist nunmal kontrollierte Zerstörung.“

Aber ein Trost bleibt: die zahlreichen Fundstücke. Sie werden für immer die Erinnerung wachhalten an das alte Altona.

olaf.wunder@mopo.de



Einst im Zentrum der selbständigen Stadt Altona, gegenüber der Hauptkirche St. Trinitatis – der Jüdische Friedhof. Seit 1869 wird dort nicht mehr bestattet. Foto: epd-bild / Stephan Wallocha

e

Das letzte Wort

Helmuth James von Moltke an seine Frau Freya von Moltke aus dem Gefängnis in Berlin-Tegel am 7.11.1944



HELMUTH JAMES
GRAF VON MOLTKE

In Wahrheit ist eben doch das erste Gebot der Schlüssel zu allem anderen. Christus sagt es ja in Matthäus 22,34-40, Markus 12,28-34 und Lukas 10,25-28 auch, aber man muss es sich immer wieder vergegenwärtigen, dass jeder Dienst am Geschöpf Abgötterei sein kann. Man darf eben in jedem Geschöpf, es sei körperlich oder geistig, nur den Schöpfer lieben; sobald man einen Menschen, ein Volk, eine Idee um ihrer selbst willen liebt, und sei es auch in der sublimiertesten Form, so ist es eben Abgötterei und das erste Gebot ist verletzt. Vermag man das Kindern und Jünglingen zu lehren? Alle die Geschichten über Baal und Asthoreth und all die anderen Gottheiten, zu denen die Juden abfielen, habe ich früher immer für törichte alte Fabeln gehalten, weil mir niemand recht ihren symbolischen Gehalt erklärt hat. Das erste Gebot schien mir selbstverständlich und problemlos und nur für die alten Juden schwierig, weil wir garnicht in Versuchung kämen, andere Götter anzubieten, abgesehen von Mammon und Bauch. Langsam ist mir das Gebot klar geworden, aber seine Schlüsselstellung habe ich eigentlich erst in Ravensbrück recht begriffen. Es ist eben das Gebot der Gebote: wenn man das recht vor Augen hält, dann wird man in allen anderen Geboten zwar fehlen, aber immer die Korrektur finden. Fehlt man aber im ersten, so merkt man es meist garnicht.

aus: Abschiedsbriefe Gefängnis Tegel September 1944 bis Januar 1945. München 2013, S. 112

Vorschau

Der Sonntag

Ladenöffnung am Sonntag? Kirmes am Karfreitag? Weihnachtsmarkt am Totensonntag? Wie sollen die Kirchen auf den Ruf nach mehr Flexibilität bei der Sonn- und Feiertagsregelung reagieren?

Beiträge bitte bis zum 15. August

Nordkirche im Osten

Die Nordkirche ist etabliert. Wirklich? Vielen im Westteil unserer Landeskirche sind die besonderen Herausforderungen in MV nicht bewusst. Vielleicht sind sie aber auch gar nicht besonders. Darum soll es im Oktoberheft gehen – mit Ihren Beiträgen.

Beiträge bitte bis zum 15. September

Spiritualität im Ehrenamt

Viele Ehrenamtliche engagieren sich in der Kirche, weil sie sich einen Zugang zu Spiritualität und geistlichem Leben erhoffen. Wie aber sieht die Realität aus? Schreiben Sie von Ihren Erfahrungen – je vielfältiger diese sind, umso besser fürs Heft.

Beiträge bitte bis zum 15. Oktober

Schreiben Sie!

Zu Themenschwerpunkten, die für die nächsten Ausgaben geplant sind, werden gezielt Artikel erbeten. Darüber hinaus können Sie gerne auch Beiträge zu anderen Themen einsenden.

redaktion@evangelische-stimmen.de

IMPRESSUM

Herausgeber:
Evangelischer Presseverband
Norddeutschland GmbH,
Gartenstr. 20, 24103 Kiel

Verlag:
Evangelischer Presseverlag Nord GmbH,
Gartenstr. 20, 24103 Kiel,
Postfach 34 66, 24033 Kiel,
Tel. (0431) 55 77 99
Fax (0431) 55 779 - 292
Geschäftsführer: Bodo Elsner

Redaktionsanschrift:
Evangelischer Presseverband
Norddeutschland GmbH,
Schillerstraße 44a, 22767 Hamburg
Tel. (040) 70 975 - 200
Fax (040) 70 975 - 249
E-Mail: redaktion@evangelische-stimmen.de

Redaktion:
Dr. Friedrich Brandi (VISdP)

Layout:
Evangelischer Presseverband
Norddeutschland GmbH
Tel. (040) 709 75 - 277

Anzeigen:
Kristina Heesch
Tel. (0431) 55 77 9 - 206
Fax (0431) 55 77 9 - 292

Vertrieb und Abonnementverwaltung:
Inge Limburg
Tel. (0431) 55 77 9 - 271
E-Mail: vertrieb@evangelische-stimmen.de

Druck:
Hugo Hamann
Offsetdruckerei, Kiel

Die Evangelischen Stimmen erscheinen monatlich. Das Jahresabonnement kostet 55,20 € inkl. Versandkosten innerhalb Deutschlands. Die Kündigungsfrist beträgt 6 Wochen zum Quartalsende. Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 5 gültig. Mit Namen oder Initialen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Unverlangt zugeschickte Beiträge und Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Zeitschrift und ihr Inhalt sind urheberrechtlich geschützt.
ISSN 0938-3697